

Seite 5  
Zahlen  
beredt

Seite 7  
Diskurs  
kartiert

Seite 9  
Bild  
bedingt

Seite 15  
Samson  
vertieft

Beiträge zur  
deutsch-jüdischen  
Geschichte aus dem  
Salomon Ludwig  
Steinheim-Institut

9. Jahrgang 2006  
Heft 4

# KALONYMOS

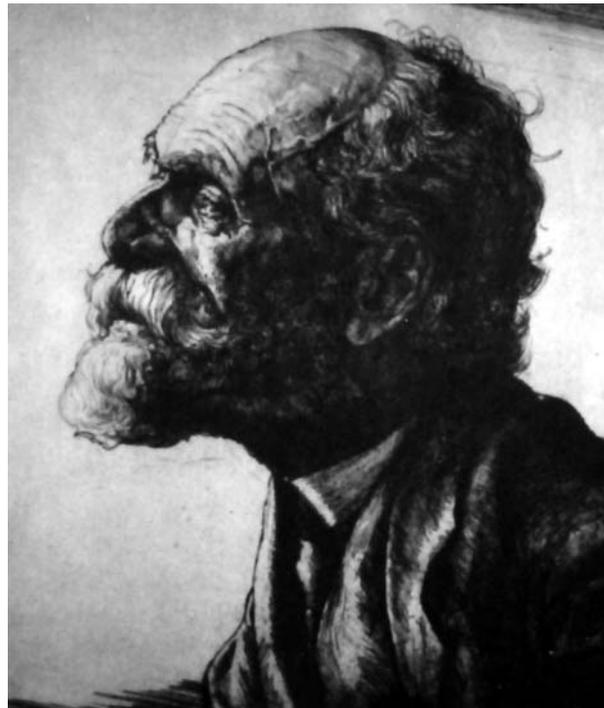
## „Philosophie ist keineswegs harmlos“

Zum 150. Geburtstag von Ernst Marcus

Detlef Thiel

Des Kuriosums halber“ schloss Gershom Scholem seine genealogische Studie über Walter Benjamin mit der Bemerkung, dass dieser „auch mit Karl Marx einen gemeinsamen Ahnen hatte“. Benjamins Ur-Urgroßmutter, Brunella (Breinele) van Geldern (1757–1821), war die älteste Schwester von Heinrich Heines Mutter; Brunellas Enkelin, Brunella Mayer (1827–1919), soll Heine auf seinen Knien geschaukelt haben; ein Urenkel wiederum der jüngeren Brunella war Günther Anders.<sup>1</sup> Und ein anderer entfernter Verwandter von Karl Marx war Ernst Moses Marcus. Von ihm ist hier zu berichten. Im Hauptberuf Jurist, widmete er sich in freien Stunden der Philosophie und machte es sich zur Aufgabe, die Lehre Immanuel Kants gründlich durchzuarbeiten und allgemein verständlich darzustellen. Der philosophische Autodidakt Marcus steht in einer Linie authentischer Kant-Interpretation, die freilich bis heute kaum als solche wahrgenommen wurde.

Doch zunächst zu seinem Leben und seiner Familie. Am 3. September 1856, vier Monate nach Sigmund Freud, wurde Marcus in Kamen, Westfalen, geboren, ältester Sohn von Robert Marcus und Frau Berta, geb. Marx. Er absolviert das Gymnasium in Soest, beginnt 1876 an der Universität Bonn ein Jurastudium; nach einem Jahr wechselt er an die Universität Berlin. 1885 wird er zum Gerichts-assessor ernannt, arbeitet als Assessor und Richter in westfälischen Städten: Kamen, Castrop, Unna, Hörde, Hagen, Gelsenkirchen. 1889 erhält er durch Schopenhauers *Parerga und Paralipomena* Zugang zur Philosophie Kants. Am 3. Mai 1890 wird er zum Amtsrichter in Essen ernannt. 1913 lehnt er die Versetzung auf einen anderen Richterposten ab, um sich die „pax philosophica“ zu bewahren. 1916 erhält er den Titel „Geheimer Justiz-



rat“, 1924 tritt er in den Ruhestand. Am 30. Oktober stirbt Marcus. Sein Leben erscheint äußerlich, wie bei Kant, als ein Privatissimum; innerlich aber bedeutet es Arbeit an den Grundlagen der Philosophie und der Kultur.

Marcus heiratet 1893 Berta Auerbach (Vreden, Westfalen 1869 – Essen 1918); sie engagiert sich als Frauenrechtlerin und initiiert das erste Mädchen-gymnasium in Essen. Die älteste Tochter, Dora-Deborah, genannt Dore (1894–1979), studiert in Heidelberg Mathematik und Physik, dann Rhythmik und Gehörbildung am Institut des schweizer Reformpädagogen und Komponisten Emile Jacques-Dalcroze in Dresden-Hellerau; nach dem Examen 1913 setzt sie dieses Studium in Bonn fort. 1914

Rabbiner Samuel mit Bild von  
Ernst Marcus und  
Büste Mynonas  
Foto: Alte Synagoge Essen



heiratet sie Artur Jacobs (1880–1968). Der promovierte Mathematik-, Physik- und Philosophielehrer hatte sich 1912 und nochmals 1917–20 mit Marcus philosophisch auseinandergesetzt. Jacobs wird erster hauptberuflicher Dozent der 1919 gegründeten Essener Volkshochschule; 1924 initiiert er einen Experimentierkreis für neue Formen des Zusammenlebens „in Verantwortung für sich selbst und für die Welt“ und für „wissenschaftlichen Gesamtunterricht“. Dore gelangt u. a. durch Martin Buber zum Zionismus, gründet in Essen eine Gruppe des jüdischen Jugend-Wanderbundes Blau-Weiß. Aus Arbeitskreisen an der Volkshochschule entwickelt sich ab 1920 die „Bundesschule für Körperbildung und rhythmische Erziehung“, 1925 gegründet, heute „Dore-Jacobs-Berufskolleg“.

Marcus' zweite Tochter Eva (1896–1979) heiratet den Maler Hermann von der Dunk (gest. vor 1924); sie leitet einen Montessori-Kindergarten, heiratet nach 1928 wieder (Rosenberg), verwitwet erneut und heiratet zum dritten Mal (Hanf). Marcus' Sohn Robert (1901–78) studiert an der Technischen Hochschule Berlin (Diplom-Ingenieur); er emigriert nach Palästina.

Ernst Marcus veröffentlicht in knapp dreißig Jahren elf Bücher, dazu fünf Studien in Buchlänge (vier in der angesehenen *Altpreußischen Monatschrift*), ein Dutzend kleinere Aufsätze und Erwidern sowie etwa zwanzig Rezensionen, meist in der *Frankfurter Zeitung*. Deren Chefredakteur Robert Drill wies in vielen Beiträgen auf den Philosophen hin. Marcus' Erstling erscheint 1899. Genauer besehen ist es ein Doppelbuch von 400 Seiten, eine Darstellung von Kants theoretischer Philosophie, orientiert an der *Kritik der reinen Vernunft*, und ein Kommentar zur Kritik der praktischen Vernunft. Beide Werke bleiben für Marcus fundamental; mehrfach hat er einzelne Lehrstücke daraus auf seine Weise entfaltet. Seine Absicht war, auf Lehrer zu wirken, dadurch indirekt aufs Volk.<sup>2</sup> Diesen pädagogischen Impuls hat er zeitlebens beibehalten.

Kennzeichnend für Marcus' Rigorosität ist sein Widerruf einer früheren Studie (*Versuch einer Umbildung der Kant'schen Kategorienlehre*, 1900). Bis 1907 folgen noch vier Bücher: eine „exakte Lösung“ des von David Hume aufgeworfenen Erkenntnisproblems, welches Kant aus seinem dogmatischen Schlummer erweckte (*Kants Revolutionsprinzip (Kopernikanisches Prinzip)*, 1902); eine „humoristisch-satirische Darstellung“ (*Das Er-*

*kenntnisproblem. Wie man mit der Radiernadel philosophiert* (1905, <sup>2</sup>1919); eine Einführung in Kants Kategorienlehre, welche ein gründliches Verständnis der beiden logischen Disziplinen eröffnen und in deren damaligem „anarchischen Zustand“ umwälzend wirken sollte (*Die Elementarlehre zur allgemeinen Logik und die Grundzüge der transzendentalen Logik*, 1906, <sup>2</sup>1911) und eine Einführung in Kants Metaphysik der Sitten (*Das Gesetz der Vernunft und die ethischen Strömungen der Gegenwart*, 1907; 2. Aufl.: *Der Kategorische Imperativ*, 1921).

Marcus stand in Briefkontakt mit vielen Kantforschern: Otto Schöndörffer in Königsberg, Ludwig Goldschmidt in Gotha, Johannes Rehmke, Paul Menzer, Rudolf Reicke (erster Herausgeber des *Opus postumum*), Arthur Liebert, Bruno Bauch u. a. Hermann Cohen, Philosoph und Haupt der neukantianischen Marburger Schule, besuchte ihn am 8. Februar 1905 in Essen. Das Gespräch drehte sich um die Grundfrage, ob Wissenschaft historisch bestimmt, mithin veränderlich sei (so Cohen) oder nicht? Am 3. Juni 1905 kam es zu einer Begegnung mit Karl Vorländer.<sup>3</sup> Eine ausführliche Kritik an Cohens Standpunkt publiziert Marcus 1910; dann tritt eine Schaffenspause ein. Bis 1920 ist er Mitglied der 1911 gegründeten Schopenhauer-Gesellschaft. 1912/13 hält er private Vorlesungen, die 1917 gedruckt werden (*Kants Weltgebäude*). 1914 folgt eine weitere lange Studie zu Kants erster Kritik, zugleich eine Erwiderung auf die Einwände, die Leonard Nelson, Haupt der Neufriesischen Schule (nach Jacob Friedrich Fries), 1908 gegen die Möglichkeit einer Erkenntnistheorie vorgebracht hatte.

Durch den Krieg und den frühen Tod seiner Frau gerät Marcus in eine Krise. Zu dieser Zeit beginnt jedoch sein wichtigster Schüler immer eindringlicher auf ihn hinzuweisen: Salomo Friedlaender/Mynona, der durch seinen Schwager, Dr. Salomon Samuel, Rabbiner in Essen, 1899 in Kontakt mit Marcus gekommen war und ihn seitdem jährlich besucht. Im Herbst 1917 bemüht sich Friedlaender/Mynona bei Herwarth Walden, dem Herausgeber der expressionistischen Zeitschrift *Der Sturm*, um den Druck einer kleinen Schrift von Marcus, *Das Problem der exzentrischen Empfindung und seine Lösung* (1918). Marcus entwickelt darin eine Frage, die sich ihm bereits 1892, bei seiner frühen Schopenhauer-Lektüre stellte: Wie gelangen wir zu Wahrnehmungen, die im Raum au-

ßerhalb unseres Leibes liegen? Seine Hypothese ist auf den ersten Blick bizarr: Die Sinnesempfindungen haben ihren Ort nicht im Gehirn, auch nicht am Ende der Sinnesorgane (Retina, Trommelfell, Fingerspitzen usw.), sondern außerhalb derselben, ja außerhalb der den Leib begrenzenden Haut, eben an den empfundenen Dingen selbst. Das Gehirn nimmt nicht nur passiv auf, was von außen hereinkommt, sondern es gibt zugleich aktiv hinaus – freilich der Form, nicht dem Stoff nach.

Steht Marcus hier gleichsam mit einem Bein außerhalb des Kantischen Bodens? Oder führt er Andeutungen weiter, die bei dem „Chinesen von Königsberg“ tatsächlich zu finden sind?<sup>4</sup> Solche Fragen wird man auch stellen an ein um 1920 verfasstes Manuskript, das Marcus aus Furcht vor Missbrauch verschlossen hielt. Wieder sorgt Friedlaender/Mynona für die Publikation: 1924 erscheint die *Theorie der natürlichen Magie*. Streng abgewiesen werden alle okkultistischen etc. Assoziationen, wie sie damals im Schwange waren. Vielmehr geht es um die Entfaltung jener vom späten Kant beschriebenen „Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein“. Materie ist, so Marcus, Reflex des Bewusstseins, nicht Ursprung des Geistes; eine Vorstellung (Wille, Bewusstsein, Intellekt) wirkt auf eine andere Vorstellung (z. B. den Leib) ein.

Beide Bücher haben eine noch unerforschte Wirkung entfaltet, etwa bei Raoul Hausmann, dem Berliner „Dadasophen“ und bei dem Maler und Bildhauer Otto Freundlich. Der italienische Philosoph Giuseppe Rensi (1871–1941) übersetzt das Magiebuch.<sup>5</sup> Seit 1906 sucht Karl Gaquoin, Lehrer in Gießen, Marcus einem größeren Publikum vorzustellen; in den zwanziger Jahren findet er die Aufmerksamkeit von Hermann Graf Keyserling, der Philosophen August Messer und Hellmuth Falkenfeld sowie von Hugo Dingler, Physiker in München, der auch mit ihm korrespondiert.

Seit 1922 wendet sich Marcus gegen die erstaunlich popularisierte Relativitätstheorie Albert Einsteins; in Rezensionen zur einschlägigen Literatur und in einer kleinen, erneut bei Walden gedruckten Monographie wirft er dem Physiker vor, seinen philosophischen Vater, eben Kant, zu ignorieren.<sup>6</sup> Friedlaender/Mynona begleitet diese Kampagne publizistisch; ebenso die beiden letzten Bücher Marcus': *Aus den Tiefen des Erkennens*, ein Kommentar zur transzendentalen Logik (1925)



Salomo Friedlaender  
(4.5.1871– 9.9.1946)

und *Die Zeit- und Raumlehre Kants (Transzendente Ästhetik) in Anwendung auf Mathematik und Naturwissenschaft* (1927). Nach Marcus' Tod bilden seine engsten Freunde und Schüler ein Kuratorium unter Leitung des Berliner Notars Udo Rukser.<sup>7</sup> Die Korrespondenz wird gesammelt, der Nachlass geordnet, man wollte die Anhänger des Philosophen durch Kolloquien vereinigen und das Werk bekannt machen. Friedlaender/Mynona verstärkt seine Bemühungen: Bis 1932 publiziert er Aufsätze und Zitatsammlungen, verfasst ein Schulbuch (*Kant für Kinder*, 1924), einen *Katechismus der Magie* (1925), einen Mahnruf (*Der Philosoph Ernst Marcus als Nachfolger Kants*, 1930), führt die Einstein-Debatte weiter (*Kant gegen Einstein*, 1932) und bearbeitet Marcus' Nachlasswerk *Das Rätsel der Sittlichkeit und seine Lösung. Mit besonderer Berücksichtigung des Sexualproblems (sog. Revolution der Jugend)* (1932). In seinen Grottesken, Romanen und Sonetten hat er immer wieder auf den „Krupp der Logik“ hingewiesen.<sup>8</sup>

Gegen Kriegsende 1945 bringt Rukser den umfangreichen Marcus-Nachlass in seinem Ferienhaus am Bodensee in Sicherheit; nach seiner Flucht werden die Papiere von französischen Truppen verfeuert. Robert Marcus beginnt erneut Material zu sammeln; dieser Splitternachlass kommt 1969 als Depositum in die Universitäts- und Landesbibliothek Bonn. Im selben Jahr erscheint *Ausgewählte Schriften*, Bd. I, herausgegeben von Gottfried Martin, Professor der Philosophie in Bonn, und Gerd Hergen Lübben; nach Martins Tod 1972 folgt 1981 ein zweiter Band; die geplanten Bände 3 und 4 kamen bislang nicht zustande.<sup>9</sup> Die einzige neuere Studie zu Marcus, sehr gründlich und mit zahlreichen unveröffentlichten Materialien, hat Horst Lüdtke 1989 vorgelegt (vgl. Anm. 3).



Salomo Friedlaender: *Kant für Kinder*. Hildesheim: Georg Olms Verlag 2004. 137 Seiten. ISBN3-487-12806-3. 16,80 Euro

„Nüchternheit ist das Pathos der Wissenschaft“, erklärt Marcus.<sup>10</sup> In seinen Schriften tritt er oft mit einem Anspruch auf Originalität und Autorität in Sachen Kant auf, der ihrer beabsichtigten Breitenwirkung nicht förderlich war – zumindest nach heutigem Geschmack.<sup>11</sup> Doch ist dabei wenigstens dreierlei zu beachten. Das Diskussionsklima war damals ein anderes als heute; viele Kontexte und Anspielungen bleiben erst noch zu erforschen; und vermutlich hängt das, was Marcus selbst Friedlaenders „Kantpropaganda“ nannte, zusammen mit Marcus' eigenen frühen und scharfen Verurteilungen aller „Rassen- und Cliquenethik“.<sup>12</sup>

„Philosophie ist keineswegs harmlos“, schreibt Marcus 1907 mit Blick auf Schopenhauer und Nietzsche, Ibsen und Tolstoi.<sup>13</sup> „Ausgedacht von einsamen Denkern, wird sie von gläubigen Anhängern popularisiert und verbreitet, sie dringt in Kunst und schöne Litteratur ein und sickert, dieses Medium der Bildung und Aufklärung durchlaufend, sogar vielfach in die untersten und breitesten Schichten des Volkes herab.“ Der „materialistische Monismus“ wirke wohlthätig, sofern er „den Bann der Kirchendogmen und veralteter Rechts- und Staatsmaximen zu brechen sucht“. Bedenklich aber sei es, dass dieser Monismus (damals Haeckel etc.) „die Wirksamkeit der Idee der Freiheit im Menschen“ leugne und so den Menschen zur Maschine mache, restlos bestimmt durch seine genetische Disposition und durch seine Umwelt. Revolutionen wie die des Kopernikus und diejenige Kants brauchen Zeit. Kants Lehre „schließt aus der Organisation des Geistes auf den Charakter der Welt. Die Natur ist Sinneserscheinung, hervorgerufen durch eine jenseits dieser Erscheinung liegende, ewig unerkennbare Wesenheit“, ... „ihren sie an jedem Tage neu schaffenden Urgrund (das sogenannte ‚Ding an sich‘).“ ... „Neu – völlig neu ist noch heute diese Lehre; was man bisher dafür ausgab, ist ihr Zerrbild.“

1 „Marx stammte im fünften Grad (als Ur-Urenkel) und Walter Benjamin im achten Grad von dem zu seiner Zeit sehr bekannten und einflußreichen Hofaktor des Kaisers in Wien, dem 1716 gestorbenen Simon Michael Pressburg ab, und zwar über die Familie van Geldern.“ G. Scholem: *Ahnen und Verwandte Walter Benjamins* (1982), in: Scholem: *Walter Benjamin und sein Engel. Vierzehn Aufsätze und kleine Beiträge*, Hg. Rolf Tiedemann, Frankfurt a.

M. 1983, 152, 131 ff. u. 139 f.

2 Marcus: *Die exakte Aufdeckung des Fundaments der Sittlichkeit und Religion und Die Konstruktion der Welt aus den Elementen des Kant. Eine Erhebung der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft zum Range der Naturwissenschaft*, Leipzig: Haacke [dann Kröner] 1899.

3 Marcus' Notizen sind dokumentiert bei Horst Lüdtke: *Ernst Marcus als Kantinterpret. Eine kritische Würdigung unter Berücksichtigung des unveröffentlichten Nachlasses*, Hildesheim/Zürich/New York 1989, 141 ff.

4 Das Epitheton stammt von Nietzsche, der für Marcus die Rolle eines Antipoden spielt.

5 *Teoria di una magia naturale fondata sulla dottrina di Kant*, Bari 1938.

6 Genauer in Friedlaender/Mynona: *Kant gegen Einstein* (1932), neu hg. mit Einleitung v. D. Thiel, waitawhile/books on demand 2005 (Gesammelte Schriften, Bd. 1).

7 Zum „Marcus-Kreis“ vgl. Lüdtke a.a.O. 92 ff. Neben Friedlaender/Mynona gehörte dazu Rebecca Hanf (geb. Löwenstein-Porta, Iserlohn 1863 – Auschwitz 1944). Engagiert in vielen Fürsorge-Institutionen in Witten, bürgerliche Frauenrechtlerin, seit 1904 mit Marcus bekannt, schrieb sie Rezensionen und kleinere Aufsätze über ihn. Vgl. Martina Kliner-Fruck: *Über die „schauerliche Kluft des Verschwindens der verehrungswürdigen Frau Hanf“*. *Eine Skizze zum Leben und Werk von Rebecca Hanf*, Stadtmagazin Witten, Nr. 40 (Dez. 2005/Jan. 2006), 6 f.

8 *Kant für Kinder* wurde neu veröffentlicht als Reprint mit einem Essay von D. Thiel, Hildesheim/Zürich/New York 2004. Die unselbständigen Texte erscheinen demnächst als Bd. 2 und 3 der Gesammelten Schriften: *Philosophische Abhandlungen und Kritiken, 1896–1946*.

9 Lübben hat auf einer schönen Webseite viele biographische Details zusammengestellt: [www.luebben-web.de/marcus](http://www.luebben-web.de/marcus)

10 Marcus: *Der Kategorische Imperativ*, ebd., 216.

11 Lüdtke (a.a.O., 2 f.) betrachtet die „präventive Selbstausslegung“ als „stilistischen Fehlgriff“.

12 Vgl. Lüdtke a.a.O., 11 f. u. 109 sowie Marcus: *Der Kategorische Imperativ*, Ausgew. Schriften II, Bonn 1981, 254 ff.

13 Marcus: *Revolutionäre Kräfte in der Philosophie*, in: März. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur 1 (Feb. 1907), 282–286.

# Zahlenreigen

Vorreiter deutsch-jüdischer Statistik

Harald Lordick

Vor genau einem Jahrhundert veröffentlichte Jakob Thon eine Arbeit über *die jüdischen Gemeinden und Vereine in Deutschland*. Und es waren durchaus bemerkenswerte Worte, die Arthur Ruppin ihr voranschickte, sah er hier doch „den ersten Versuch einer statistischen Beleuchtung der jüdischen Gemeindeverhältnisse in einem Lande“.<sup>1</sup> Ruppin verfolgte mit der Veröffentlichung zwei Ziele. Neben der sozialen Erforschung des Judentums sollte sie allen mit der „Ausgestaltung des jüdischen Kultus und der Gemeindeverfassung“ befassten Akteuren ganz praktische Grundlagen für ihre Entscheidungen liefern und Vergleichsmaterial an die Hand geben. Basis waren Ergebnisse, welche das *Bureau für Statistik* durch Umfrage bei den Gemeinden für das *Statistische Jahrbuch deutscher Juden 1905* gewonnen hatte.

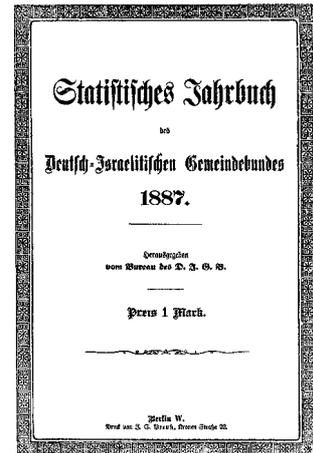
Das erste Statistische Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes war 1886 erschienen, 17 Jahre nach Gründung des Interessenverbandes. Das Erscheinen des Jahrbuchs war insbesondere dem Engagement Jacob Nachods zu verdanken, der es selbst jedoch nicht mehr erlebte. Nachdem er „mit bewundernswerthem Eifer mehrere Jahre die Vorarbeiten für das Unternehmen ausgeführt hatte, unterbrach leider sein plötzlicher Tod diese seine Thätigkeit, der er sich, wie er wiederholt geäußert hat, mit besonderer Liebe hingab. Nach seinem Hinscheiden erkannte es der Berliner Ausschuss nicht bloß für eine geschäftliche Aufgabe, sondern auch für eine Sache der Pietät, das vom seligen Nachod begonnene Werk fortzusetzen. Bald aber drängte sich die Überzeugung auf, daß jene ausführliche Statistik, welche durch Beantwortung von nahe an 200 Fragen ins Auge gefaßt war, mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. In den größeren Gemeinden wohl waren intelligente und hingebende Männer zu finden, welche die vielen Fragen beantworten konnten und wollten, in der überwiegenden Summe aber der kleineren Gemeinden fehlte es für eine so schwierige Arbeit sowohl an Verständnis, wie an gutem Willen.“

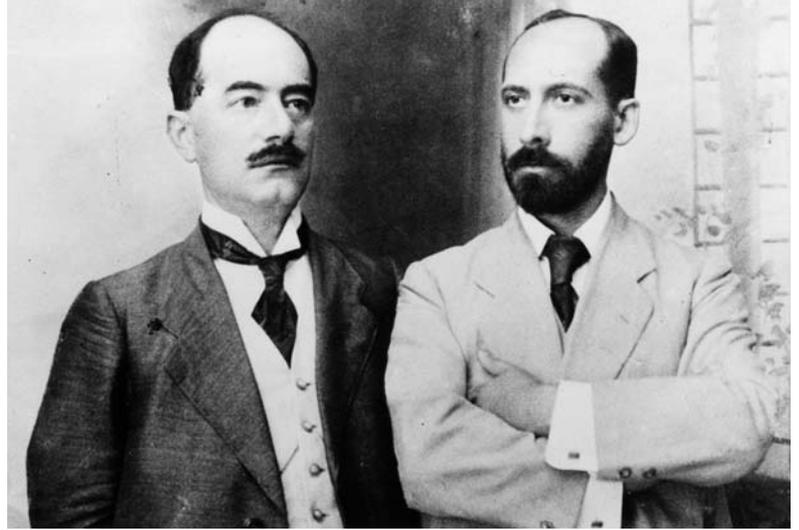
Gut zweihundert Fragen zeigen zwar den Anspruch und die Ernsthaftigkeit des Projekts, ließen aber natürlich auch seine Verwirklichung in weite Ferne rücken. Also wurde weniger gefragt und die Jahrbücher erschienen anfangs eher schlicht und dennoch wertvoll. Der zweite Band 1887 war ein Namenverzeichnis der Gemeinden und ihrer besoldeten Beamten, nannte die Anzahl der „Seelen“,

und hatte immerhin auch ein Register der Orte und Namen.<sup>2</sup>

Kein Geringerer als Leopold Zunz hatte sehr viel früher schon ein jüdisches statistisches Unternehmen gefordert. In den *Grundlinien zu einer künftigen Statistik der Juden* umriss er 1823 eine Art ‚Megapedia‘ jüdischer Sozialgeschichte, die weit über numerisch-deskriptive Erhebungen hinausgehen sollte. Seine wichtigste programmatische Aussage war, durchaus entgegen zeitgenössischer Auffassung, dass die Juden einer eigenen Statistik würdig seien trotz „Ermangelung eines Staates, ... einer geschichtlichen Einheit“, aber eben als „Abkömmlinge eines Stammes und Staates“.<sup>3</sup> Nicht nur *der Staat* also, sondern auch *das Judentum* konnte Zunz zufolge Gegenstand statistischer Betrachtung werden. Ansätze zur Verwirklichung des umfangreichen Programms von Zunz blieben aber wohl aus.

Nicht minder anspruchsvoll und ein Meilenstein war die Gründung des *Vereins für jüdische Statistik* 1902, der mit seiner ersten Veröffentlichung 1903 eine durchdachte ‚Infrastruktur‘ entwarf: „Es muss in jedem Lande, wo Juden leben, ein statistisches Bureau errichtet werden; die Bureaux der einzelnen Länder verbleiben in steter Verbindung mit einem Zentralbureau. Das Zentralbureau gibt die Hauptlinien der Forschung an, versendet Instruktionen und Formulare und übernimmt die endgültige Redaktion der Berichte, insoweit dieselbe nicht von den Landesbureaux erledigt wurde.“<sup>4</sup> Vorsitzender des Vereins war Alfred Nossig, der später traurige Bekanntheit dadurch erlangte, dass er im Warschauer Ghetto vom Jüdischen Widerstand ‚als Kollaborateur liquidiert‘ wurde. Hier jedoch begegnet er uns als engagierter Verfechter nicht nur einer jüdischen Statistik, sondern auch eines selbstbewussten Judentums. Nossig war es, der die erste Veröffentlichung des Vereins überhaupt redigierte, und der vor allem auch den Praxisbezug sowie, hinsichtlich der verschiedenen „Strömungen“ im Judentum, das integrierende Moment eines solchen Unterfangens im Blick behielt. Folgerichtig rief er „alle intelligenten Kräfte“ dazu auf, mit dem Verein „gemeinsam die zersprengten Reste unseres unglücklichen aber zukunftsreichen Stammes auf der Erdkugel zu suchen, um sie im Rahmen eines wissenschaftlichen Werkes, das zugleich die eminenteste praktische Bedeutung hat, zu vereinen“.





Arthur Rupp  
und Jacob Thon (r.)

Die praktische Ausrichtung, aber auch die höchst aktive Vorgehensweise, die den Berliner Statistikern vorschwebte, lässt sich leicht illustrieren. Ganz ernsthaft erwog man eine Gesamtstatistik der jüdischen Bevölkerung in Deutschland nicht mittels Stichprobe, sondern indem man jede Familie per-

sönlich befragen wollte, ca. 136.000 „Hausstände“, so die damalige Schätzung. Wie eine solche *Heimsuchung* bei den Probanden aufgenommen worden wäre, bleibt ungewiss. Durchgeführt wurde die Befragung jedenfalls nicht, vielleicht lag das an den geschätzten Kosten von 60.000 Mark.

Aber das Projekt einer Jüdischen Hochschule wurde durch Befragungen fundiert. Berthold Feiwel berichtete von einer *Enquête unter den in West-Europa studierenden ausländischen Juden*, eine Untersuchung, deren Auswertung vollständig nie erschienen ist. Von 2.500 Studenten hatten mehr als 50 Prozent den Katalog von 38 Fragen be-

der *Hebräischen Universität Jerusalem* begreifen.

Warum nun, bei all diesen Anläufen, Arthur Ruppins besondere Würdigung der von Jacob Thon vorgelegten Statistik? Seine klassifizierende und deskriptive Methode machte tatsächlich erstmals die Situation in den einzelnen Gemeinden vergleichbar. Auch die methodische Distanz, die eingestreuten Erläuterungen zur Qualität des verfügbaren Zahlenmaterials konnten überzeugen.

Wer weiß, ob das handliche Werk von den Praktikern in den Gemeinden tatsächlich genutzt wurde, wie Ruppin es gehofft hatte? Bestens geeignet war es dafür, denn es gab klare Orientierung über die erreichten Standards in den Gemeindeverhältnissen. Was in Gemeinden bestimmter Größe und Provenienz üblich war und damit ‚normal‘, war dem Buch mühelos zu entnehmen: die Frequenz des Gottesdienstes, die Zahl der angestellten Kultusbeamten, ob man eine Mikwe unterhielt oder Chor und Orgel in die Synagoge eingezogen waren, die Einnahmen und Ausgaben für Schul- und Wohlfahrtswesen. Dabei enthielt sich Thon jeder Wertung, ließ schlicht die Zahlen sprechen. So traten auch krasse Unterschiede zutage: Während bei vergleichbarer Mitgliederzahl die Gemeinde Bielefeld (Westfalen) 31,60 Mark pro Jahr und Kopf Kultussteuer einnahm, kam Rogasen (Posen) auf einen Bruchteil davon: 1,20 Mark; entsprechend klappten Etats und Möglichkeiten beider Gemeinden auseinander.

Wir stoßen auf viele weitere, auch heute interessante Details: Etwa 5.000 jüdische Vereine waren 1905 aktiv, immerhin sieben davon schon vor 1750 gegründet, der älteste, die Kranken- und Beerdigungsbrüderschaft *Chewrath Gemiluth Chesed* in Emden, war 1661 entstanden. In 350 Orten genossen die Kinder in Sachen Religion unterweisung nur Wanderunterricht, indem der Lehrer zu ihnen oder sie zum Lehrer wanderten; andererseits gab es 380 öffentliche jüdische Volksschulen und 1.000 Religionsschulen. Die jüdische Bevölkerung brachte pro Jahr und Kopf ca. 15 Mark Kultussteuer auf, das tatsächlich 15fache (!) (in mancher Provinz das 50fache) des Kirchensteueraufkommens der zum Vergleich herangezogenen evangelischen Bevölkerung Preußens. Das war vor allem ein Maß für die grundsätzlich anderen Herausforderungen und schwierigen Bedingungen, unter denen die jüdischen Gemeinden agierten und die Lebensverhältnisse einer Minderheit organisierten.

**Betrifft Handbuch der Jüdischen Gemeindeverwaltung 1915\***

1. Wo an dem Ihre Gemeinde ihren Sitz hat, mit Angabe von Provinz und Kreis.  
*Heilsberg Land, Kreis Heilsberg Ostpr.*

b) Nähere Bezeichnung (z. B. Synagogen-G., Israel. Gemeinde) *Synagogen-Gemeinde*

c) Söhne zu Ihrer Gemeinde noch andere Orte und welche?  
*nein*  
 In welchem Orte haben beziehungsweise der Gottesdienst und Verwaltung ihren Sitz? *in der Synagoge*

2. \*\*) Wieviel Einwohner zählt Ihr Ort? *6200* Einwohner. Darunter wieviel Juden? *55*

3. Namen der Vorstandmitglieder *Louis Hoff, Louis Kuckler, Rosenmann*

4. **Arbeitskräfte der Synagogen-Gemeinde.**

| Namen der Beamten | Beschreibung des Amtes |
|-------------------|------------------------|
| <i>Blum</i>       | <i>Präsident</i>       |
| <i>...</i>        | <i>...</i>             |

5. **Jüdische Schulen *Religions- und Hebräisch-Schule***

| Name und Umfang der Schule (öffentl. oder private Schulschule, Religions- oder Hebräisch-Schule, etc.) | Zahl der Schüler | a) Name des Betries und der Lehrer. | b) Datum letzter Prüfung am Seminar (Schülerzahl???) |
|--|------------------|-------------------------------------|--|
| <i>Hebräisch-Schule</i>  | <i>4</i>         | <i>...</i>                          | <i>...</i>   |

6. Wo erhalten die jüdischen Kinder ihren Elementarunterricht? *in der Synagoge*

7. Welche höheren Schulen werden von jüdischen Schülern besucht? *in Heilsberg, Ostpr.*

8. Erhält Ihre Gemeinde einen Zuschuss zu den Schulkosten a) von Staat, b) Provinz, c) Ortsgemeinde oder d) sonstiger Quellen und in welchem Betrage? *in Heilsberg 2500 Mark*

9. a) Wie hoch beläuft sich Ihr Gemeindefonds in Einnahme und Ausgabe? *2662 Mark*

b) Welcher Betrag davon wird zur Unterhaltung der Ortsarmen verwendet? *110 Mark*

c) Welcher Betrag wird aus Gemeindefonds für Wohltätigkeitsanstalten aufgewandt? *65 Mark*

d) Gehört Ihre Gemeinde einer Provinzialkasse für Wanderermerksorge an? *Im bestehenden Falle, welchen Jahresbeitrag zahlen Sie? *nein**

Fragebogen, wie er der Gemeinde Heilsberg/Ostpreußen 1912 für das Handbuch der Jüdischen Gemeindeverwaltung vorlag. (Centrum Judaicum Archiv, 1, 75C Ge 1, 658, Bl. 29)

antwortet, eine ‚Traumquote‘ für heutige Meinungsforscher. Die meist aus Russland stammenden Studenten lebten in materiell dürftigen Verhältnissen, waren polyglott ausgestattet, studierten wegen massiver Ausgrenzung nicht in ihrer Heimat, belegten in der Mehrzahl technische Fächer (Studentinnen Medizin) und sahen einer Jüdischen Hochschule als einer Einrichtung für Juden (nicht: für jüdische Themen) mit Sympathie entgegen, billigten ihr problemlösende Möglichkeiten zu.

Feiwel flankierte mit dieser Analyse sein mit Martin Buber und Chaim Weizmann soeben herausgegebenes Plädoyer für *Eine Jüdische Hochschule* (1902), die erste Veröffentlichungen des *Jüdischen Verlags* überhaupt. „Vollkommen gelungen wird die Lösung des jüdischen Hochschulproblems sein, wenn es glücken wird, das Institut in Palästina selbst zu begründen“, hatte das Trio dort formuliert. Man darf diese Initiative als geistige Keimzelle

Wir wünschen allen unseren  
Leserinnen und Lesern frohe,  
erholungsreiche Festzeiten und  
ein glückliches und gesundes  
neues Jahr 2007

Ein letztes Glanzlicht vor dem Untergang setzte schließlich 1930 das vorzügliche, bis heute unverzichtbare Werk von Heinrich Silbergleit.<sup>5</sup> Es hat nicht nur in der deskriptiven Statistik, sondern auch mit seiner bestechenden Typografie, sorgfältig von der Leipziger *Offizin Haag Drugulin* gedruckt, Maßstäbe gesetzt. Wer sich aber für die innerjüdische Perspektive interessierte, dem wird Thons Studie mehr geholfen haben.

1. Die jüdischen Gemeinden und Vereine in Deutschland. Gedruckt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums (= Veröffentlichungen des Bureau für Statistik der Juden, Heft 3), Berlin-Halensee 1906. Das

1904 dort gegründete *Bureau für Statistik der Juden* gab neben solchen Veröffentlichungen zwischen 1905 und 1931 die *Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden* heraus, die online verfügbar ist bei *compactmemory.de*.

2. Statistisches Jahrbuch des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes 1887. Herausgegeben vom Bureau des D.I.G.B. Berlin 1887.

3. Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums, Bd. 1 (1823), Heft 3, S. 523–532, hier S. 526

4. Jüdische Statistik. Hrsg. vom „Verein für jüdische Statistik“ unter der Redaktion von Dr. Alfred Nossig. Berlin: Jüdischer Verlag 1903, hier S. 20

5. Die Bevölkerungs- und Berufsverhältnisse der Juden im Deutschen Reich, Berlin 1930.

## Diskurs der Gegensätze

Erfolg dank Zusammenarbeit

Jobst Paul

Nach eineinhalb sehr engagierten Jahren eines Teamwork haben das *Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung* und das *Steinheim-Institut* das Kooperationsprojekt: *Staat, Gesellschaft, Nation – Das jüdische Projekt der integrativen Gesellschaft im 19. Jahrhundert und seine Bedeutung für Gegenwart und Zukunft* erfolgreich abgeschlossen.

Die diskursanalytische Untersuchung, an der bis zu sieben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mitwirkten, hat sich exemplarisch dem Zeitraum 1848 bis 1871 zugewandt: Welche gesellschaftspolitischen Entwürfe vertraten deutsch-jüdische Autoren in dieser Periode? Was setzten sie den tonangebenden, oft christlich-fundamentalistischen, völkischen oder jüdenfeindlichen Haltungen entgegen? Ausgehend von 272 Schriften, die sich in abgeschlossener Argumentation mit der Thematik *Staat, Gesellschaft, Nation* auseinandersetzten, bestimmte das Team schließlich 55 Titel (mit über 1000 Druckseiten) für die eingehende Diskursanalyse.

Um das umfangreiche Textmaterial adäquat zu analysieren, mussten die *in gebrochenen Schriften* gedruckten Texte zunächst digitalisiert werden. Die computergestützte optische Texterkennung (OCR) solcher Vorlagen (u. a. Fraktur) ist erst seit kurzem verfügbar und wurde hier wohl erstmals in einem

wissenschaftlichen Projekt routinemäßig eingesetzt. Erfreuliches ‚Nebenprodukt‘ dieses Vorgehens: Diese schwer zu beschaffenden, raren und wertvollen Beiträge jüdischer Autoren konnten von den Instituten im Volltext online zugänglich gemacht werden.

Mit eingehenden Themen-, Aussagen- und Feinanalysen folgten die Arbeitsgänge der eigentlichen Diskursanalyse, mit der – über die in den Texten vertretenen Positionen zu *Staat, Gesellschaft, Nation* – die ‚Landschaft‘ des gesuchten Diskurses, seine innere Struktur, aber auch seine Anknüpfungspunkte, etwa zum wissenschaftlichen oder innen- und außenpolitischen Diskurs der Zeit, schließlich detailliert beschrieben werden konnte.

Das Projekt war mit Blick darauf konzipiert worden, dass deutsch-jüdische Autoren, die sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts in die gesellschaftspolitische Debatte einbrachten, mit unterschiedlichsten Lebensverhältnissen konfrontiert waren, dass sie von unterschiedlichen Perspektiven ausgingen und sich auch kontrovers geäußert haben. Entsprechend waren Schwerpunkte des Gemeinsamen, aber auch Bereiche der Meinungsvielfalt erwartet worden, die schwierig zu interpretieren sein würden.

Im Ergebnis aber zeigt sich die klar strukturierte und gewichtete ‚Landschaft‘ eines gemeinsamen

Diskurses, den die Autoren weitgehend unabhängig von biographischen und anderen Aspekten auf einem hohen Niveau der Kritik und des humanitären Ethos geführt haben. So bildete die Debatte um Emanzipation und Recht, die tief in die Biographien eingriff, zwar einen thematischen Schwerpunkt. Doch betrachteten die Autoren diese Debatte eher als Anlass zu grundsätzlichen ethischen und sozial-ethischen Analysen, für die sie um gesamtgesellschaftliche Beachtung warben.

Diese Analysen haben sich als Kernbereich des Diskurses herausgestellt. Und hier liegt die Überraschung unserer Untersuchung und zweifellos auch die Herausforderung, wenn die Ergebnisse in ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft interpretiert werden: Die Autoren entwickeln zunächst eine ausdifferenzierte Sozialethik innerhalb der Grundwerte von Gleichheit, Freiheit und Gerechtigkeit, die sich zugleich in demokratischen Strukturen und dem Rechtsethos des Staates niederschlagen müssen. Ob sich ihre Konzeption aber verwirklichen lässt und tragfähig ist, das allerdings sehen unsere Autoren an die Integrationsfähigkeit der Gesellschaft im Hinblick auf Minderheiten überhaupt geknüpft.

Als Voraussetzung *dafür* aber betrachten sie die Überwindung der christlichen Übertrumpfungsthe-

se, d. h. der absichtsvollen Marginalisierung des Judentums. Sie sehen diese kulturellen und gesellschaftlichen Strukturen als selbstzerstörerisch, als Indiz für die gesellschaftliche Integrationsunfähigkeit und als potenzielle Bedrohung für *alle* Minderheiten. Entsprechend legen sie übereinstimmende Analysen zur Genese und zu argumentativen Grundstrukturen der Judenfeindschaft vor, die sie *grundsätzlich* an einer christlichen Mentalität der Übertrumpfung festmachen. Da diese Mentalität auch in Schweigen und Gleichgültigkeit latent bleibt, kann sie nur in einem offenen gesellschaftlichen Dialog angegangen werden.

Auf einem Workshop Mitte Dezember 2006 wurden die Ergebnisse des Projekts mit Fachwissenschaftlern weiter diskutiert; ein detaillierter Abschlussbericht ist in Vorbereitung. Bereits jetzt ist ein weiteres, drittmittelfinanziertes Kooperationsprojekt gesichert, welches sich zum Ziel setzt, besonders herausragende ausgewählte Schriften deutsch-jüdischer Autoren, die sich mit der hier untersuchten Thematik beschäftigen, neu zu edieren. Wir wollen diese Werke so nicht nur der Vergessenheit entreissen, sondern sie mit dem, was sie zu sagen haben, in die heutige kulturelle und gesellschaftspolitische Debatte einführen.

**Fünfundfünfzig Werke  
deutsch-jüdischer Publizistik.  
Ausführlich bibliografiert  
und im Volltext über die  
Webseiten beider Institute  
zugänglich:  
diss-duisburg.de und  
steinheim-institut.de.**

1. Ludwig Philippson: „Staat und Religion, die religiöse Gesellschaft“, 1845
2. Sigismund Stern: „Das Judentum und der Jude im christlichen Staat“, 1845
3. Samuel Holdheim: „Die religiöse Aufgabe in dem neuen Vaterland“, 1847
4. Sigismund Stern: „Fragen an die Zukunft“, 1846
5. David Einhorn: „Das vom Judentum gebotene Verhalten des Israeliten gegenüber seiner stiefväterlichen Behandlung von Seiten des Vaterlandes“, 1847
6. Moritz Veit: „Der Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden und das Edikt vom 11. März 1812“, 1847
7. A. Grünhut (Wachtmeister): „Der jüdische Invalide oder Verteidigung der jüdischen Soldaten und des Judentums überhaupt gegen eine Schmäh-schrift“, 1848
8. Ludwig Philippson: „Die Religion der Gesellschaft in ihrer Begründung und Entwicklung“, 1848
9. Israel Schwarz: „Sendschreiben an das deutsche Parlament in Frankfurt a. M., für die Aussprechung der Judenemanzipation und ein offenes Wort an den christlichen Klerus“, 1848
10. Leopold Zunz: „Den Hinterbliebenen der Märzhelden Berlins“, 1848
11. Ludwig Philippson: „Die politische Gesinnung der Juden“, 1849
12. Gotthold Salomon: „Der neue Himmel und die neue Erde oder die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten in Hamburg“, 1849
13. Leopold Zunz: „Die Prinzipien der Demokratie“, 1849
14. Lazarus Adler: „Emanzipation und Religion der Juden oder Das Judentum und seine Gegner“, 1850
15. Ignaz Einhorn (Eduard Horn): „Das demokratische Element im Judentum und Christenthume“, 1850
16. Samuel Holdheim: „Die Bedeutung der religiösen Trauung neben der Civilehe im Judentum“, 1850
17. Leopold Stein: „Was ist das Wesen des Christlichen Staates? Eine zeitgemäße Frage“, 1852
18. Ludwig Philippson: „Stoff und Geist in der Menschheit“, 1853
19. Joseph Levin Saalschütz: „Der Geist der Versöhnlichkeit im biblischen Staatswesen“, 1853
20. Samuel Hirsch: „Die Humanität als Religion“, 1854
21. Samuel Holdheim: „Stahl's christliche Toleranz“, 1856
22. Immanuel Heinrich Ritter: „Beleuchtung der Wagner'schen Schrift: Das Judentum und der Staat“, 1857
23. Ludwig Philippson: „Der Verfall der Völker“, 1858
24. Sigismund Stern: „Die Elemente der sittlichen Erziehung: Allgemeinmenschliche, religiöse, nationale und Berufsbildung“, 1858
25. Lazarus Adler: „Ideen über Handwerk und Handel in religiöser und sittlicher Beziehung“, 1859
26. Lazarus Adler: „Civilisation und Judenthum“, 1860.
27. Lazarus Adler: „Über das Verhältniß des Judenthums zur Cultur überhaupt und zur heutigen insbesondere“, 1860
28. Lazarus Adler: „Das wiedergefundene Vaterland“, 1860
29. Saul Isaac Kaempf: „Die wahren Stützen des Thrones und des Vaterlands“, 1860
30. Gabriel Riesser: „Die Rechte der Juden in Preußen“, 1860
31. Zacharias Frankel: „Der Judeid vor den preussischen Kammern“, 1861
32. Ludwig Philippson: „Blicke auf die gegenwärtige Weltlage und politische Briefe“, 1861
33. Ludwig Philippson: „Die industrielle Mission der Juden“, 1861
34. Leopold Zunz: „Erste Wahlrede“, 1861
35. Leopold Zunz: „Zweite Wahlrede“, 1861
36. Ludwig Philippson: „Der Judenthum der Atheisten und Rothen“, 1862
37. Ludwig Philippson: „Die drei Gewalten“, 1862
38. Ludwig Philippson: „Die ultramontan- und pietistisch-feudale Partei“, 1862
39. Joachim Jacob Unger: „Die Grund-säulen einer wahrhaft freisinnigen Verfassung“, 1862
40. S. Süskind: „Fest-Predigt bei der Gedenkfeier der Völkerschlacht bei Leipzig in der Synagoge zu Wiesbaden“, 1863
41. Ludwig Philippson: „Blicke auf die gegenwärtige Weltlage und politische Briefe“, 1864.
42. Leopold Zunz: „Selbstregierung“, 1864
43. Johann Jacoby: Rede vor dem Kammergericht, 1865
44. Ludwig Philippson: „Judentum und Deutschthum“, 1865
45. Adolf Ehrentheil: „Ehrentod der Braven“, 1866
46. Abraham Geiger: „Die zweimalige Auflösung des jüdischen Staates“, 1866
47. Ludwig Philippson: „Blicke auf die gegenwärtige Weltlage und politische Briefe“, 1866
48. Adolf Jellinek: „Gedächtnißrede auf die im letzten Kriege gefallenen Soldaten israelitischer Religion“, 1867
49. Anonym: „Robert von Mohl wider die Gleichstellung der Juden“, 1869
50. E. Lieser: „Die modernen Juden-hasser und der Versuch von Julius Lang, das Judentum mit Richard Wagner zu versöhnen“, 1869
51. Julius Fürst: „Das peinliche Rechtsverfahren im jüdischen Alterthume“, 1870
52. Johann Jacoby: „Das Ziel der Arbeiterbewegung“, 1870
53. Buchholz: „Das deutsche Volk und die Juden“, 1871
54. Moritz Lazarus: „Ein psychologischer Blick in unsere Zeit“, 1872
55. Joachim Jacob Unger: „Die Merkmale der gottberufenen Herrschermacht“, 1873

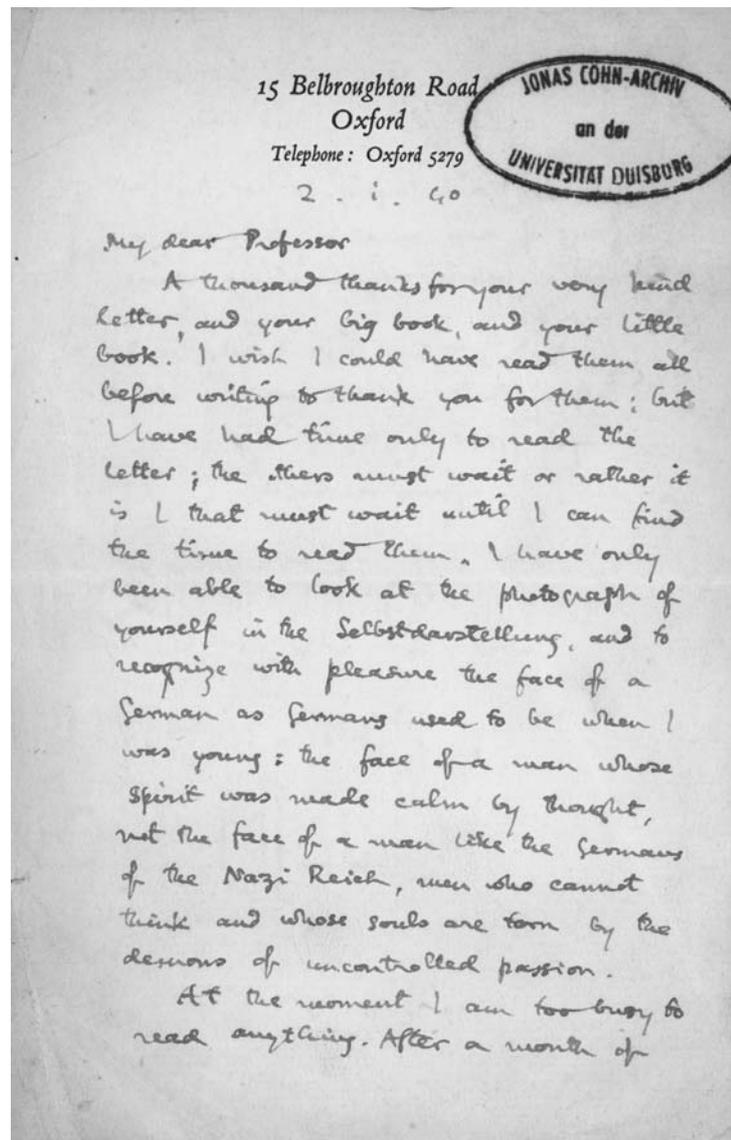
# Denken – bildlos bildend

Margret Heitmann

**S**ehr geehrter Herr Doctor!  
Gegen den Abdruck meines Bildes kann ich gewisse Gefühls-Bedenken schwer unterdrücken. Da ich aber die Publikation des Werkes nicht aufhalten, den Absatz nicht schädigen will, sende ich eine neue Photographie ein. Doch willige ich in ihre Veröffentlichung nur, wenn *alle* ändern, die in dem Bande vorkommen, ebenfalls ihr Bild hergeben. Falls auch nur *ein* anderer sein Bild verweigert, fordere ich ausdrücklich, dass auch mein Bild fortbleibt.“<sup>1</sup>

Nun, seine Selbstdarstellung erschien mit dem Bild.<sup>2</sup> Welcher Art waren Jonas Cohns „Gefühls-Bedenken“? Scham oder Eitelkeit, Bescheidenheit, Zurückhaltung gegenüber jeder Form von Publicity oder gemahnte ihn eher das tief verwurzelte Gebot „sich kein Bild zu machen“? Die Nachdrücklichkeit der Forderung ist für den Philosophen Cohn ungewöhnlich, und selbst im Jahr 1939 glaubt er noch für die Veröffentlichung seines Fotos um Nachsicht bitten zu müssen. „Ich füge eine kurze ‚Selbstdarstellung‘ bei, aus der sie einiges über meine Arbeit ersehen können. Dass sie ein Bild enthält musste ich dem Verleger widerstrebend zugestehen, da es im Plan des Gesamtwerkes lag, zu dem sie ein Beitrag ist.“ So schreibt er am 29. Dezember 1939 an den Philosophen Robin George Collingwood.<sup>3</sup> Cohn dankt Collingwood für einen Brief (der nicht erhalten ist), wünscht dem erkrankten jüngeren Kollegen alles Gute zum neuen Jahr und hofft, „dass es auch sonst eine Erfüllung dessen bringt, was wir alle wünschen.“ Cohn lebte bereits im englischen Exil; Freiburg und seine Universität hatte der Professor für Philosophie und Pädagogik am 28. März 1939 verlassen und war zu seinem Sohn nach Bournville bei Birmingham gezogen. Collingwoods Autobiographie hätte Cohn aufmerken lassen; er korrespondierte mit ihm am 24. und 30. November. „An Autobiography“ erschien 1939 in Oxford und 1955 deutsch unter dem Titel „Denken“. „Die Autobiographie eines Mannes, dessen Beruf das Denken ist, sollte die Geschichte seines Denkens sein, und um von dem zu erzählen, was ich davon für erzählenswert halte, habe ich dieses Buch geschrieben.“<sup>4</sup> Jonas Cohn seinerseits schrieb, seine Selbstdarstellung einleitend: „Der Sinn dieser Selbst-Darstellungen liegt darin, dass jeder von sich sage, was ein anderer nicht sagen könnte, dass er also das Bild des eigenen Arbeitens so entwerfe, wie es vor dem Geiste des Arbeitenden

steht.“ Während Cohn noch hoffnungsvoll in die neue Zukunft schaut, in der er sein philosophisches System entwerfen zu können glaubt, schreibt Collingwood im Wissen um seinen baldigen Tod; er stirbt 1943 mit nur 56 Jahren an einem Gehirntumor, unter dem er schon einige Jahre gelitten hatte. Hans Georg Gadamer bezeichnete die Autobiographie als die größte Leistung des englischen Philosophen, der seine „philosophischen Einsichten“ mit „unvergleichlicher Klarheit auszusprechen weiß“, und mit großem Humor in der Nachfolge von Swift und Sterne zu erzählen versteht. „Seine Lebensreise führt ihn zwar nicht wie Gulliver zu Riesen und zu Zwergen, in deren Spiegelbild sich die menschlichen Dinge komisch und traurig verzerren





„Mein Vater besaß eine Menge Bücher und erlaubte mir, in ihnen zu lesen, wie es mir gefiel.

... eines Tages, ich war acht Jahre alt, trieb mich die Neugier, ein kleines schwarzes Buch herunterzuholen, auf dessen Rücken Kant's Theory of Ethics stand. Es war Abbots Übersetzung der ‚Grundlegung zur Metaphysik der Sitten‘. Als ich ... darin zu lesen begann, geriet ich in einen merkwürdigen Erregungszustand. Zuerst überkam mich eine intensive Freude, ich fühlte, daß hier Dinge von höchster Wichtigkeit über Angelegenheiten von äußerster Dringlichkeit gesagt wurden, Dinge, die ich, koste es, was es wolle, verstehen mußte. Dann folgte, von einer Woge der Empörung begleitet, die Entdeckung, daß ich sie nicht verstehen konnte; schmachvoll zu bekennen, daß es hier ein Buch gab, dessen Worte englisch und dessen Sätze auch grammatikalisch richtig waren, aber dessen Sinn mich verwirrte. Dann, als dritte und letzte, erfolgte die seltsamste Empfindung. Ich fühlte, daß der Inhalt des Buches, obgleich ich ihn nicht verstehen konnte, irgendwie meine Angelegenheit war, eine Sache, die mich ganz persönlich betraf ...“

(Collingwood, Denken, S. 3-4)

– er war ja nichts als ein Professor der Philosophie. Aber wenn je ein akademischer Lehrer der Philosophie es verstanden hat, von philosophischen Dingen und von seinem Leben zu reden, als wären das lauter Abenteuer mit Riesen und Zwergen, wenn je ein Professor Scherz, Satire und tiefere Bedeutung zu mischen verstand, um unvermerkt zu lehren und denken zu lehren, dann war es dieser R.G. Collingwood.<sup>5</sup> In der englischen Philosophengilde war Collingwood ein Außenseiter, eine Randfigur und damit Cohn nicht unähnlich. Großbritannien kannte ihn weit besser als Archäologen, der den römischen Limes in Britannien erforschte, denn als Professor für Metaphysical Philosophy in Oxford. Sein Thema war die Begründung der Geschichtlichkeit der Philosophie, seine Vorbilder und Lehrer gehörten zur „Historischen Schule“, Hegel und Schelling, Humboldt, Schleiermacher und Dilthey, was ihn zwangsläufig zu einem kritischen Gegner des angelsächsischen Realismus machte. Die Bedeutung der Geschichte für die Philosophie herauszuarbeiten, war auch Teil von Jonas Cohns Lebenswerk; auch er pflegte kritische Distanz zu neopositivistischen Erkenntnistheorien.

Collingwood versprach Cohn, sein Werk über Metaphysik<sup>6</sup> zu schicken, Anlass für Cohn ihm eines der wenigen Exemplare seiner „Wertwissenschaft“ (Stuttgart 1932), die er nach England hatte mitnehmen können, zu schenken. „Allerdings leider ein *mega biblion mega kakon* – aber die Größe des Stoffes brachte das mit sich, obgleich ich mich nach Kräften bemühte, alles Überflüssige fern zu halten. ... Wenn Sie Zeit finden, meine Wertwissenschaft zu lesen, werden Sie sehen, in welchem Sinne sie historisch ist. Historie ist, so bin ich überzeugt, nur möglich als orientiert an Übergeschichtlichem, obwohl die Historiker selbst das oft nicht zugeben. Andererseits aber enthüllt sich das Übergeschichtliche uns nur in der Geschichte, es ist Leitstern menschlicher wertgerichteter Arbeit, die ja Gegenstand der Historie ist, und wird in uns durch diese Arbeit, die oft unerkannten, nur dunkel geahnten Zielen zustrebt, allmählich immer vollersichtbar. Dieser Prozess schreitet jedoch keineswegs eindeutig fort, ist überhaupt kein ‚Prozess‘, kein blosses Geschehen, sondern ein ‚procedere‘, ein Handeln frei entscheidender, allerdings in bestimmten, bedingten Situationen entscheidende und handelnde Personen. Ich glaube sicher, dass wir in Grundüberzeugungen einig sind, und dass

weiterhin ein fruchtbarer Austausch der Gedanken möglich ist ...“<sup>7</sup>

Am 2. Januar 1940 bedankt sich Collingwood liebenswürdig für Cohns Sendung. Er wünscht, sich der Wertwissenschaft widmen zu können, und bedauert sehr, dass seine Zeit nur dazu reicht, Cohns Brief zu lesen. „I have only been able to look at the photograph of yourself in the Selbstdarstellung, and to recognize with pleasure the face of a German as Germans used to be when I was young: the face of a man whose spirit was made calm by thought, not the face of a man like the Germans of the Nazi Reich, men who cannot think and whose souls are torn by the demons of uncontrolled passion.“<sup>8</sup>

Gewiss, die Begegnung der beiden Außenseiter versprach eine fruchtbare, eine inhaltlich wie menschlich interessante zu werden. Ein „Bild“ wollte Cohn nur vermitteln, indem er Einblick in sein Schaffen bot. Doch war es das Foto, welches zu veröffentlichen er sich scheute, das Collingwood (dem keine Zeit mehr blieb, um sich ein Bild von Cohns Lebenswerk zu machen) das Gesicht eines Philosophen, eines Deutschen zeigte. „Am 11. Januar [1943] starb der Philosoph und Archäologe R. Collingwood, mit dem ich Briefe gewechselt habe, ein bedeutender Mensch - zuletzt schwer leidend.“<sup>9</sup>

1 Jonas Cohn, Brief an Felix Meiner, Felix Meiner Verlagsbuchhandlung Leipzig vom 5. Dezember 1920, Original Universitätsbibliothek Leipzig, Kopie im Jonas Cohn-Archiv (JCA).

2 „Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Selbstdarstellung Jonas Cohn“, S. 62-80, hrsg. von Raymund Schmidt bei Felix Meiner, Leipzig 1921, (zweite Auflage 1923) /

3 Tagebuch: Memento mori – memento vivere (5. Mai 1939 – 27. November 1940), Briefentwurf, Seite 134-135.

4 R.G. Collingwood, Denken, Eine Autobiographie. Eingeleitet von Hans-Georg Gadamer, Stuttgart 1955, S. XV.

5 Gadamer, Einleitung, ebd., S. VI.

6 An Essay on Metaphysics, 1940; neu herausgegeben 2005.

7 Briefentwurf, S. 134f.

8 Brief an Jonas Cohn vom 2. Januar 1940, Original im JCA, Sig. B 034-001.

9 Annales vitae (Varia II), S. 114.

# Buchgestöber

## Chanukkabaum

„Ich mache den Klimbim nicht mehr mit!“ spricht der junge Mann und verlässt das Elternhaus, nachdem seine Mutter antwortet, er habe hier keinen Platz mehr, wenn er nicht das Weihnachtsfest mit der Familie beginge. Er will 365 Tage im Jahr Jude sein, das Dreitagejudentum reicht ihm nicht. Nach dem Zerwürfnis mit seinen Eltern und einer langen Nacht in der Kälte entschliesst er sich, eine streng orthodoxe jüdische Familie aufzusuchen. Würden sie ihn aufnehmen? Die Tür öffnet sich, und der junge Mann bleibt nicht nur für eine Nacht, sondern für ein Jahr.

*Solls der Chanukkabaum heißen* ist eine Auswahl an jüdischen Geschichten, Briefen und Auszügen aus Tagebüchern vom 19. Jahrhundert bis heute. 36 Autoren wie Paul Auster, Theodor Herzl oder Else Lasker-Schüler geben Einblicke in ihre persönlichen Erinnerungen und Erfahrungen mit dem Chanukkafest.

Das Buch spiegelt die Sehnsucht der Menschen nach Integration wider. Dabei soll das Weihnachtsfest als Verbindungsstück dienen, der Weihnachts-



*Geschichten von Weihnachten und Chanukka* beschäftigt sich mit der historischen Entwicklung bis hin zu „Weihnukka“. Beginnend bei der Erzählung Juda Makkabis in den Märtyrergeschichten zeichnen die Autoren die Veränderung des im theologischen Sinne gering bewerteten Lichterfestes Chanukka nach. Im Laufe der Zeit erfährt das Fest eine Umwandlung. Für die jüdische Gemeinde in Deutschland ist es ein Fest mit hohem Stellenwert und zunächst das Pendant zum Weihnachtsfest. Doch schnell vermischen sich die Feste zu „Weihnukka“. Nach anfänglicher Kritik hält das Fest Einzug in die USA und etabliert sich in der dortigen jüdischen Gemeinschaft. Auch gibt es einen Einblick in Bräuche wie die Katowes-Wortspiele oder Kartenspiele zu Chanukka sowie kritische Gedanken zu den jeweiligen Festen. Untermalt wird der Katalog durch zahlreiche Photographien und Abbildungen.

*Kristina Govedarica*



Cilly Kugelmann (Hg.):  
*Weihnukka. Geschichten von  
Weihnachten und Chanukka.*  
Berlin: Nicolai 2005.  
132 Seiten.  
ISBN 3-89479-286-8.  
19,90 Euro



Hanno Loewy: *Solls der Chanukkabaum heißen. Chanukka, Weihnachten, Weihnukka. Jüdische Geschichten vom Fest der Feste.*  
Berlin: Das Arsenal 2005. 152 Seiten.  
ISBN 3-93-110938-0. 14,80 Euro

baum wird Symbol der Sehnsucht nach Anerkennung, löst aber auch sehr gemischte Gefühle aus. „Der Weihnachtsbaum war nur ein Symbol, er leuchtete in der Nacht unserer Verwirrung, sein Licht war mild und schön, aber – für uns – ein Irrlicht. Im Schimmer seiner Kerzen fühlten wir uns geborgen, meinten wir, zugehörig zu sein, fraglos eingetaucht in unsere Umwelt. Noch ahnten wir nicht die tödliche Gefahr dieser Illusion, aber der junge Mensch, der ich damals war, nach Klarheit und Wahrheit suchend, fühlte den Widerspruch, die Unlogik, die Illusion, die mit diesem Baum und diesem Fest im jüdischen Hause verbunden waren.“

Die Suche nach der eigenen Identität fällt zwar unterschiedlich aus, dennoch haben all die Geschichten eines gemeinsam. Sie bewegen uns und regen zum Nachdenken an.

Der Berliner Ausstellungskatalog *Weihnukka* -

## Gedächtnisräume

Literarische und dokumentarische Texte über die Shoah von deutschen, deutsch-jüdischen, jüdisch-polnischen und polnischen Autoren stehen im Mittelpunkt dieser Untersuchung. Die Feststellung, dass in der Mehrzahl dieser Texte Polen der Handlungsort sei, rechtfertigt – laut Breysach – die Rede von einem ‚Gedächtnisraum Polen‘. Die komparatistische Analyse wird von grundsätzlichen Überlegungen zum Erinnern in der zeitlichen Distanz zur Shoah begleitet. Von der These ausgehend, dass der Umfang des medial gespeicherten Materials viel größer sei als der des präsenten kollektiven Gedächtnisses, dass also Gedächtnisumfang und der Erinnerungsbedarf auseinandergeraten sind, behauptet die Autorin, dass das kulturelle Gedächtnis der traumatischen Ereignisse dauerhaft von der Literatur getragen werde. Diese wird als Kultur gewordene Erinnerung, als Gedächtnis, das „Daten und Orte der Vergangenheit, anders als Historiographie, nicht in ein übergeordnetes Koordinaten-



Barbara Breysach: Schauplatz und Gedächtnisraum Polen. Die Vernichtung der Juden in der deutschen und polnischen Literatur. Göttingen: Wallstein 2005. 432 Seiten. ISBN 3-89244-981-348 Euro

system einschreibt, aber auch anders als das kollektive Bewusstsein keinen sozialen Konsens für die eigenen Daten anstrebt“ verstanden. Das Dokumentarische und das Fiktionale in der Holocaustliteratur führt zu einer Vertextung der Vergangenheit, die einem imaginären Raum verhaftet bleibt. Diese Toposbildung fördert oft keine subjektiven Erinnerungsprozesse, sondern prägt Gemeinplätze des „Geschichtsbewusstseins“. Die historischen Orte sind zu Metaphern, Verkürzungen oder sogar Ersetzungen des eigentlichen Erinnerns geworden. So sind Polen und polnische Realitätspartikel für deutsch-jüdische und deutsche Autoren ein fester Bestandteil der Ästhetik des Holocaust, ein Topos der bedrohlichen Fremde. Polen ist die Stätte der Vernichtung, der größte jüdische Friedhof der Welt. Breysach stellt fest: „während für die deutsche Literatur das ‚Anderswo‘ des Geschehens zum Bezugspunkt der erinnernden Vergegenwärtigung wurde, war die polnische Literatur umgekehrt mit dem ‚Hier‘ des Geschehens und der doppelten, jüdisch-polnischen Konnotation konfrontiert, sie musste die geographische und menschliche Nähe zu den Verbrechen und die jüdisch-polnische Leidensdifferenz verarbeiten.“

Für deutschsprachige Literatur ist der Gedächtnisraum Polen Ort der Vernichtung, für die polnische Ort des Versteckens, des Überlebens und der Zeugenschaft. Für jene ist Auschwitz, für diese das Warschauer Ghetto ein zentrales Gedächtnisbild. Die Tabus und die Gebote des Erinnerns sind also unterschiedlich. Beide aber sind von Gedächtnisklischees und Bedeutungsverschiebungen nicht frei.  
*Beata Mache*

### Kinderlieb

Ayelet Bargur spricht von der Kraft, „die in der Erinnerung ruht, der Kraft, die das Vergessen und die Unachtsamkeit überwindet.“ Diese Energie, die Zeiten des Nazi-Regimes nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, beseelt ihr Buch, eine Komposition aus Kinderbiografien, die in den 1920er Jahren in das Berliner Heim *Beit Ahawah* (Haus der Liebe) kamen.

Die ausgebildete Krankenschwester Beate Berger erhält 1922 das Angebot, ein Heim für jüdische Kinder zu gründen, die von ihren Eltern nicht mehr versorgt werden können, oft Flüchtlingskinder aus Osteuropa. Und dieses Angebot nimmt „Schwester

Oberin“ mit Freuden an. Unter ihrer liebevollen, aber doch strengen Leitung blüht die Auguststr. 14 auf. Zum Personal, das sie einstellt, zählen ihre Schwester Else und Puah und Joseph Menchel; Menschen, die verstehen Kinder zu erziehen und, darauf legt sie großen Wert, gutes Allgemeinwissen mitbringen.

Nach der Machtübergabe an Hitler ändert sich die Situation drastisch, und Beate Berger steht vor der Herausforderung, ihre Zöglinge in Sicherheit zu bringen. Auf einem Kulturabend versucht sie, Freunde und Gönner des Heims vom kommenden Unheil in Deutschland zu überzeugen, um Mittel für die Auswanderung der Kinder nach Palästina zu bekommen – vergeblich. Die Gutgläubigkeit der Menschen steht ihr im Weg, sie bleibt auf sich allein gestellt.

Hilfreich ist der Rat Recha Freiers. Die Frau des Rabbiners schlägt ihr vor, mit der zionistischen *Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendaliyah* zusammenzuarbeiten, in der sie selbst aktiv ist. Bald findet die Leiterin des Kinderheims einen Ort in Palästina, Kirjat Bialik, wo sie ein neues „Beit Ahawah“ errichten kann, und bereitet die Übersiedlung vor.

Es folgt die schwere Enttäuschung: Es gibt nur 30 Zertifikate für ihre 200 Kinder, und sie muss die Kandidaten für die erste Übersiedlung aussuchen. Nur mit Mühe überwindet sie diesen Schlag. Trotz aller Sorgen gelingt es ihr, den Betrieb und die gute



Ayelet Bargur: Ahawah heißt Liebe. Die Geschichte des jüdischen Kinderheims in der Berliner Auguststraße. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2004. 240 Seiten. ISBN 3-423-24521-2. 14,50 Euro

Atmosphäre im Heim aufrechtzuerhalten. Als die mutige Frau 1940 an einer Herzkrankheit stirbt, hat ihr unermüdlicher Einsatz über 350 Kindern und Jugendlichen das Leben gerettet. Die entsetzlichen Nachrichten über die Vernichtungslager bleiben ihr erspart.

*Ahawah heißt Liebe* versammelt Berichte von Überlebenden, Zeitungsartikel, Briefe und andere Dokumente, kundig annotiert. Die berührenden Fotos und die persönlichen Geschichten der Kinder, die in der Auguststr. 14 gelebt, gelacht und ge-



litten haben, verschaffen uns tiefen Einblick in ihr Leben unter den Bedrohungen des NS-Regimes.

*Nadja Zelenskaja/hl*

### Jüdische Kultur am Mittelrhein

Zwei handliche Bändchen stellen Wegmarken jüdischer Geschichte am Mittelrhein vor. Neben einer allgemeinen Einleitung in die Geschichte der Juden vom Mittelalter bis in die Gegenwart, führt Huyer den Leser angemessen in die Thematik ein. Er beschränkt sich nicht nur auf Architektur, Ausstattung oder Form der „Guten Orte“ und Synagogen, sondern bezieht auch religiöse Aspekte, Bestattungsriten und allgemeine Symbolik mit ein. So verschafft er Lesern, die an diesem Kulturerbe interessiert sind, einen kurzen, aber umfassenden Überblick.

Das eigentliche Nachschlagewerk, die Aufzählung und knappe Beschreibung der Orte und in Einzelfällen auch ihrer Besonderheiten, nimmt den meisten Raum ein. Schade, dass es der sprachlichen Präsentation hier nicht gelingt, die gleiche Faszination wie die schönen Farbfotografien zu erzeugen.

Alles in allem laden diese reichlich bebilderten Nachschlagewerke zur eigenen Exkursion und Nachforschung ein, unterstützt von einer Literaturauswahl, einem Ortregister und einer farbigen Karte im Anhang.

*Matthias Kegel*

### Korrespondenz und Dichtung

Friedrich Voit, neuseeländischer Philologe, untersucht Leben und Werk des Dichters im Exil. Tief beheimatet in der deutschen und europäischen Kultur, gehörte Wolfskehl zu den engsten Vertrauten Stefan Georges (Kalonymos 2002, 3). 1938 verließ er Deutschland und verstarb 1948, ohne noch einmal zurückkehren zu können. „Exul Poeta“ sagt seine Grabplatte in Waikumete, Neuseeland, denn seit er Europa verlassen hatte, war Wolfskehls Selbstverständnis das eines in physischer, kultureller und intellektueller Hinsicht Exilierten. Dabei führte er aus Familientradition seine Abstammung auf die vor Jahrhunderten nach Deutschland gekommenen Kalonymiden zurück (Kalonymos 1998, 3).

Unmittelbar nach dem Reichstagsbrand erkannte Wolfskehl, dass die politischen und gesellschaftlichen Folgen des Nationalsozialismus für ihn nur den Abschied von Deutschland bedeuten konnten. Der Dichter plante, sich in Italien niederzulassen, entschied sich angesichts des erstarkenden Faschismus jedoch für den geografischen Gegenpol Europas, für Neuseeland. Den beinahe blinden 69-Jährigen begleitete seine Lebensgefährtin Margit Ruben.

Seine innere Haltung und sein elitärer intellektueller Anspruch machte es Wolfskehl schwer sich einzuleben, fasste er doch Europa als kulturelles Paradigma auf. Nur allmählich knüpfte er neue soziale Kontakte, eher unterhielt er den Briefverkehr mit weltweit verstreuten Freunden und Persönlichkeiten, wie Martin Buber, Salman Schocken und Thomas Mann. Doch schließlich vermochte er sich in gewissem Grad den jungen Vertretern der neuseeländischen Literatur zu nähern. Nach dem Krieg erreichten ihn wieder ausführlichere Nachrichten aus Deutschland, auch über das Schicksal seiner Familie. Eine Reise nach Europa, für die bekannte Persönlichkeiten eine Spendenaufruf lancierten, um die Mittel aufzubringen, wurde aus gesundheitlichen Gründen verschoben, bis es zu spät war.

Voit schildert die äußeren Ereignisse jeweils einer Phase, um dann auf das künstlerische Werk und die Korrespondenz dieses Lebensabschnitts einzugehen. So zeichnet er nicht nur ein vielschichtiges Bild von Karl Wolfskehl, sondern gibt auch Aufschluss über das deutschsprachige Exil und die neuseeländische Literaturszene.

Schreiben war Karl Wolfskehls Weg, auf dem er sich mit den Zeiten des Umbruchs auseinandersetzte, sich seiner Identität vergewisserte, aber auch, sein Selbstverständnis nach außen sichtbar machte: „Die äußere Wirklichkeit wurde nur selektiv abgebildet. Positive Erfahrungen blieben im Hintergrund oder ganz ausgeklammert“. Nach dem Krieg musste Wolfskehl, wie viele der exilierten deutschsprachigen Schriftsteller, feststellen, dass er in Deutschland weitgehend vergessen war. Die Annäherung an dort gebliebene Bekannte sah sich belastet durch das jeweilige persönlichen Verhalten während der NS-Zeit. Heute übersteigt die Rezeption seiner Korrespondenz, Zeugnis kulturellen deutschen, europäischen und jüdischen Wissens, die Wahrnehmung seiner Dichtung, Texte des „Geheimen Deutschlands“ um Stefan George.

*Petra Schmidt*



Huyer, Michael: Wegweiser Mittelrhein: Bd. 13: Zur Geschichte der Juden am Mittelrhein. 1., Synagogen (ISBN 3-935-690-44-4), 2. Jüdische Friedhöfe (ISBN 3-935-690-45-2). Koblenz: Görres 2006. 136 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen. 7,50 Euro je Bd.



Friedrich Voit: Karl Wolfskehl. Leben und Werk im Exil. Göttingen: Wallstein 2005. 816 Seiten. 38 Abbildungen. ISBN 3-89244-857-4. 42 Euro

# Mitteilungen



Die Erstausgabe von Salomon Ludwig Steinheim: Die Offenbarung nach dem Lehrbegriff der Synagoge, Frankfurt am Main 1835, geschenkt von Gil Hüttenmeister

Tatsächlich schon Zwanzig; Diesen Geburtstag beging das Steinheim-Institut **in eigener Sache** am 3. Dezember 2006 mit einem festlichen Kolloquium. Dekan Erhard Reckwitz, Gründungsdirektor Julius H. Schoeps und Institutsdirektor Michael Brocke sprachen von Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart des Instituts, zitierten Gründungsurkunden und Kooperati-

onsverträge (wie kürzlich mit der fusionierten Universität Duisburg-Essen erneuert), ministerielle Glückwünsche, feierten Erfolge, die die engagierte Arbeit des Instituts bestätigen, und sie bewährte und neue Ziele vor Augen. Breiten Raum nahm der Dank ein, an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, den Vorstand, den zahlreichen Freunden und Förderern im ganzen Land und international, insbesondere auch an das Land NRW für seine verlässliche Basisförderung seit 1991 und dem Bundesministerium des Innern für die projektorientierte Förderung bis heute. Die im knappen Etat begründete, zurückgehende öffentliche finanzielle Unterstützung konnte das Institut dank mannigfaltiger Anstrengungen durch die Einwerbung von Drittmit-

**Unseren herzlichen Dank sprechen wir dem Bundesministerium des Innern aus, das den Druck dieser Ausgabe ermöglicht hat.**

## IMPRESSUM

**Herausgeber** Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, in Duisburg ISSN 1436-1213

**Redaktion** Prof. Dr. Michael Brocke (V.i.S.d.P.),

Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick **Assistenz** Karina Küser

**Grafikdesign** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout** Harald Lordick

**Anschrift der Redaktion**

Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071-72;

Fax: 0203/373380; **E-Mail** kalonymos@steinheim-

institut.de **Internet** www.steinheim-institut.de **Druck**

Brendow Printmedien, 47443 Moers **Versand** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos

**Spendenkonto** 238 000 343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

eln und dank privater Spenden bisher auffangen, besonders erfolgreich im zu Ende gehenden Jahr.

Im Rückblick erinnerte Julius Schoeps an die Anfänge, an die Vorgeschichte im Kontext des Forschungsschwerpunkts *Geschichte und Religion des Judentums* der einstigen Duisburger Gesamthochschule wie auch an jene verstorbenen Kollegen, die großen Anteil an Entstehung und Aufblühen des Instituts hatten: E. Horst Schallenger, Heinz Kremers, Anja Bagel ... „Solch ein Institut lebt von den Menschen, nur davon“, so sein Fazit, alle Anwesenden einbegreifend.

Das Kolloquium selbst bestritten Lucia Raspe (Frankfurt a. M.) mit einer tour de force zwischen Worms und Tiberias: *Ein deutscher Wunderrabbi und sein Wandergrab*; und Hans Otto Horch (Aachen) mit einem weiten Blick auf *Friedrich Schiller, die Juden und das Judentum*. So exemplarisch wie eindrucksvoll traten hier Leistungen und Perspektiven von Judaistik und deutsch-jüdischer Geschichtsschreibung vor Augen. Musikalisch war der Bogen gespannt zwischen Fritz Kreislers heiter-melancholischem Sentiment und zeitgenössischer Schärfe in Volker David Kirchners Violoncello-Monolog ... *und Salomon sprach*. Dankbarer Beifall. Alte Weggefährten und neue Freunde knüpften Kontakte, tauschten Erfahrungen, essend und trinkend, fröhlich feiernd fachsimpelnd.

Das Steinheim-Institut hat den Auftrag erhalten, erstmals einen Friedhof in der jüdisch einst so reich besiedelten Region **Franken** zu dokumentieren, den im mittelfränkischen Ansbach. Die jüdische Geschichte Ansbachs reicht bis ins 14. Jahrhundert zurück, ein eigener Friedhof konnte jedoch erst 1817 nördlich der Stadt angelegt werden. Er diente der Gemeinde bis 1938 und nahm an die 400 Gräber auf.

1942 wurde der Friedhof enteignet, sein Gelände sollte zum Sportplatz werden. Die Grabsteine wurden abgeräumt und die Leichenhalle abgerissen. Das Vorhaben Sportplatz wurde jedoch auf die Zeit „nach dem Endsieg“ verschoben.

Nach Kriegsende wurden die noch erhaltenen jüngeren Grabmale (110 ab 1890) wieder aufgestellt, einige wenige der älteren Steine ersetzt. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit engagierten Ansbacher Privatleuten und mit dem Bayerischen Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden.

# Löwenhonig

Ein Interview mit dem israelischen Schriftsteller David Grossman

**W**as bedeutet die Bibel für den säkularen Juden David Grossman?

Die Bibel bedeutet mir sehr viel. Jahrelang, nachdem ich die Bibel in der Schule gelesen hatte, besaß ich keinen Bezug mehr zu ihr, denn sie „gehörte“ den Religiösen. Und die wollten das auch so. Sie haben all das, was in unserem Staat jüdisch ist, konfisziert. Religiöse Werte und Ideologien infiltrierten die Politik. Eines der Ergebnisse dessen waren beispielsweise die Siedlungen. So wurde eine säkulare Lösung unseres Konflikts mit den Palästinensern beinahe unmöglich gemacht. Früher fühlte ich mich abgestoßen von allem, was religiös war. All das gehörte jenen religiösen Einrichtungen und Parteien, die ich absolut nicht mochte. Aber dann, vor ungefähr 16 Jahren, begann ich die Bibel zu studieren. Ich gehöre einer „Jeschiva“ an. Eigentlich versteht man unter einer „Jeschiva“ zwei Jeschiva-Schüler, aber wir sind zu dritt: ich, ein weiterer Mann und eine Frau. Eine wunderbare Sache. Wir treffen uns jede Woche und sitzen vier Stunden zusammen und nehmen einen Bibeltext unter die Lupe. Wir machen eben genau das, was Juden während ihrer ganzen Geschichte getan haben.

*Lesen Sie die Bibel anders, als Religiöse es tun?*

Nun, der andere Mann in unserer „Chavrutah“ ist sehr religiös. Er war auf einer Jeschiva und bringt damit diese spezielle Nuance ein. Die Frau in unserer Gruppe hat ihre ganz eigene Religion. Ich bin sehr „religioso“, auf meine säkulare Art, wir haben da also eine sehr schöne Kombination. Lesen wir die Bibel anders? Wenn Sie etwa den Talmud lesen, dann erkennen Sie, wie freigeistig diese Intellektuellen damals gewesen sind, so ganz anders als in den heutigen religiösen Einrichtungen in Israel. Sie waren überhaupt nicht politisch korrekt und sie waren sehr mutig. Sie hatten auch keine Angst vor erotischen Erklärungen, sie hatten vor überhaupt nichts Angst. Und wenn man so vorgeht, dann setzt man die Grenzen immer ein Stück weiter. Man ist herausgefordert, Dinge neu zu überdenken. Genau so versuchen wir die Bibel zu lesen und genau so wollte ich vorgehen, als ich „Löwenhonig“ schrieb. Bevor ich wirklich in Samsons Geschichte eintauchte, betrachtete auch ich ihn als riesige Ikone, als eine Art jüdischen Rambo. Aber dann erkannte ich, wie interessant Samson ist: Voller innerer Widersprüche und gequält durch das, was nicht zueinander passen will: Sein ihm aufgezwungenes göttli-

ches Schicksal einerseits und sein sehr irdischer und infantiler Charakter. Er ist überhaupt nicht geschaffen für seine göttliche Mission.

*Glauben Sie an das Schicksal?*

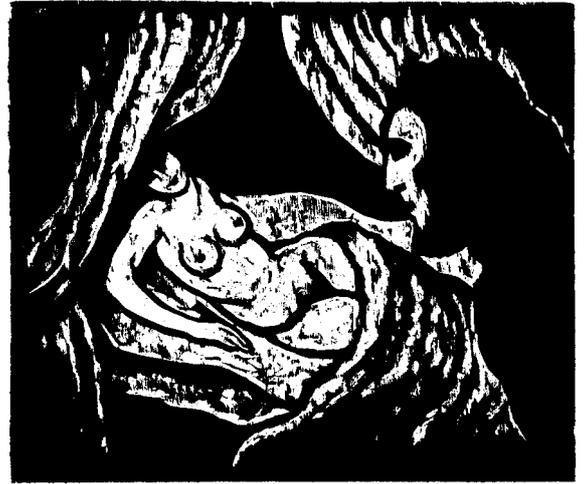
So kann ich das nicht sagen, denn es würde mich zu einer gewissen Passivität verdammen, die ich überhaupt nicht mag. Im Hebräischen sagen wir: „Alles ist vorhergesehen, aber die Erlaubnis zum Handeln ist gegeben“, „Ha-kol zafui, awal ha-reschut netuna“. Vielleicht ist es eine Kombination beider Haltungen. Vielleicht ist uns wirklich alles vorhergesehen. Ich weiß nicht, ob es einen Gott gibt, aber ich hätte gern das Gefühl, dass uns die Fähigkeit und die Erlaubnis gegeben ist, unseren Weg frei zu wählen.

*Sind Sie zum ersten Mal in Samsons Geschichte tiefeingetaucht, als Sie beschlossen, das Buch zu schreiben?*

Nein, wir hatten Samsons Geschichte schon ein Jahr vorher zusammen in unserer „Chavrutah“ gelesen. Und ich mochte diesen Kerl einfach. Wir haben Samson, in der Art und Weise, wie wir seine Geschichte bisher lasen, sehr großes Unrecht ange-tan. Wir, die Leser, haben ihn ebenso missbraucht und manipuliert wie Gott dies getan hat. Samson wurde von jüdischen Lesern manipuliert, die so eine Art Held nötig hatten. Sie besaßen kein eigenes Land, keine eigene Armee, sie waren stets den Lauen der Anderen ausgeliefert. Es war für diese Leser sehr wichtig, einen Helden wie Samson zu haben. Einen Helden, der keine privaten, nationalen oder internationalen Grenzen anerkennt, der einfach tut, was er will. Er muss nichts sublimieren, er besitzt nicht diese jüdische Neigung stets zu bedenken, wie er auf die anderen wirkt – er handelt einfach! Er sieht den Löwen und tötet ihn mit bloßen Händen, er sieht den Honig im Skelett des Löwen und er greift zu und nimmt sich den Honig. Alles an Samson ist so geradlinig, direkt. Jahrhunderte lang haben sich Juden für das Physische mit Ideen, Worten, Spiritualität eine Art Ersatz geschaffen. Ob sie in Spanien, Marokko oder in Russland lebten – wenn sie in ihrem Zimmer saßen und den Talmud studierten, dann waren sie in Israel. Und so haben sie beisammen gesessen und tagelang diskutiert: Können wir den Boden zu dieser oder jener Zeit des Jahres pflügen? Können wir diese Ernte einfahren oder nicht? Dürfen wir dies oder jenes essen? Auch wenn sie nie eine einzige Kornähre in ihrem Leben gesehen hatten, auch wenn sie nichts von all

Der biblische Held Samson, der Löwen mit bloßen Händen erlegt und die Philister mit seinen übermenschlichen Muskelkräften das Fürchten lehrt, scheint auf den ersten Blick ein unpassendes Thema für einen Schriftsteller wie David Grossman zu sein, dessen Romane eher empfindsame und verletzte Intellektuelle in den Mittelpunkt stellen. Doch Grossmans kleines Buch *Löwenhonig* bietet uns ein sehr anderes Bild von Samson als das hinlänglich bekannte vom „jüdischen Rambo“. Jene Fähigkeiten, die Grossman zum Meister psychologisch ausgefeilter Romane machen, ermöglichen ihm, einen bislang nicht gewagten Blick in die gequälte Seele Samsons zu werfen. Darüber hinaus entwickelt Grossman in *Löwenhonig* eine „samsonische“ Interpretation aktueller israelischer Politik und lädt den Leser ein, den „Samson auch in sich selbst“ zu suchen.

Jakob Steinhardt  
Samson und Delila, 1953



dem besaßen, so waren diese gigantische Struktur des Talmud doch lebenswichtig, denn sie schuf Identität. Und natürlich bewunderten sie den erdverbundenen Helden Samson.

*... der sehr stark dem „neuen Juden“, dem Hebräer ähnelt, weniger dem zionistischen Bild vom „Diaspora-Juden“.*

Es gibt einige sehr israelische Codes in seinem Charakter, und das ist der Grund, warum man ihn auch in Israel so bewundert. In meinem Buch schreibe ich auch über all diese Kampfeinheiten, die nach Samson benannt sind. Ja, Samson hat etwas sehr Israelisches an sich. Ich würde behaupten, dass selbst Sharon einige „samsonische“ Charakterzüge gezeigt hat.

*Andererseits herrscht in Samson doch diese Unsicherheit, er weiß nicht wohin er gehört, er braucht den Kontakt mit anderen Menschen, und sei es über den Weg der Gewalt ...*

Oh ja, das stimmt. Und auch seine Einstellung zur Macht hat etwas sehr Israelisches. Für uns, genau wie für Samson, ist Macht eine Art Mutation. Wir wurden mit dieser Macht, mit dieser Stärke, nicht geboren. Wir haben diese Stärke sehr, sehr schnell erhalten, 1948, nach der Shoah. Wir sind eine Supermacht. Doch dies ist keine Stärke, die sich im Laufe der Jahre in uns entwickelt hat, an die wir uns gewöhnt haben, deren Begrenzungen wir kennen. Jemand wie wir, mit einer solchen Mutation an Macht, ist verdammt, seine Stärke zu missbrauchen, sie exzessiv anzuwenden und sich sehr zerbrechlich zu fühlen, wenn diese Macht bedroht ist. Ich erinnere mich, dass zu Beginn der Intifada, als die Jugendlichen Steine warfen, einige unserer Generäle gesagt haben: „Das ist das Ende des dritten Tempels.“ Da waren einige Tausend mit Steinen bewaffnete Palästinenser, und das mächtige Israel hatte das Gefühl, dass es angesichts dieser Bedrohung sofort zusammenbrechen wird! Diese Wellen von Selbstbewusstsein oder Unsicherheit liegen in dem Gefühl begründet, dass wir unsere Macht nicht wirklich besitzen. Und deswegen neigen wir dazu, der Stärke solch eine Bedeutung zuzusprechen, dass wir immer versuchen, ein Problem erst einmal mit dem Einsatz von Stärke zu lösen. Dies verdammt uns dazu, dass sich die Gewalt stets wiederholt, dass wir andere Alternativen nicht wirklich zulassen.

Aber in Samson gibt es nicht nur israelische Züge. Er ist auch insofern sehr jüdisch als er das Gefühl hat, für andere ein Geheimnis zu sein. Da gibt es etwas in uns als Volk, was uns in den Augen anderer Völker zu einem Mysterium macht. Seit wir als Nation existieren, sind wir nicht nur das „Volk

des Buchs“, wir sind eine Geschichte die größer als das Leben selbst ist. Die Geschichte der Juden, der Israelis, steht fast immer ganz oben auf der internationalen Agenda und wir versorgen die Welt immer mit den größten Geschichten. Und wenn du als eine Geschichte wahrgenommen wirst, die größer als das Leben selbst ist – und dich auch wohlmöglich schließlich selbst so verstehst – dann gehörst du auf eine gewisse Weise nicht so zum Leben, wie andere Völker das tun. Deine Zugehörigkeit zum Leben wird dann immer in Frage gestellt, besteht immer nur auf Bewährung. Und das verurteilt uns zu solch einer existenziellen Einsamkeit, wir werden immer als Parabel, als Metapher für etwas anderes betrachtet. Die Juden wurden von anderen Völkern entweder verteufelt oder idealisiert, also nicht wirklich als Menschen akzeptiert. Und das drängt dich in eine Ecke, in der du vielleicht nicht in der Lage bist, ein normales, gefestigtes Leben zu führen. Vielleicht sind wir selbst auch schon so sehr daran gewöhnt eine solch überlebensgroße Geschichte zu sein, dass es uns ein wenig schwer fällt, Zugeständnisse zu machen, Kompromisse zu schließen, uns an ein normales Alltagsleben ohne große Dramen zu gewöhnen. Und das alles trifft auch genau auf Samson zu.

*Ist die Festlegung der israelischen Staatsgrenzen ein Schritt in Richtung Normalität und Sicherheit?*

Ja, es ist wichtig, Grenzen zu besitzen. Israel ist jetzt 58 Jahre alt, und niemals während dieser Zeit hatten wir von der internationalen Gemeinschaft anerkannte Grenzen. Du hast das Gefühl, in einem Haus zu leben, dessen Wände sich die ganze Zeit bewegen. Wenn du nicht weißt, wo du beginnst und der Andere endet, dann wirst du nie wirklich eine Identität besitzen. Wenn man keine festen Grenzen hat, dann gibt es immer die Versuchung in das andere Territorium einzudringen, dann besteht immer die Gefahr, dass man in dein Gebiet einfällt. Israel ist noch immer ein Land, das in Frage gestellt wird. Erst wenn Israel feste Grenzen hat, erst dann wird es keine Festung und kein bloßer Zufluchtsort, sondern ein wirklicher Staat, eine Heimat für die Juden sein. Genug ist genug, es ist Zeit, dass wir unser wirkliches Leben leben.

*Das Interview mit David Grossman führte Christian Buckard für Kalonymos.*



David Grossman: Löwenhonig.  
Die Geschichte von Samson.  
Berlin Verlag 2006. 240 Seiten.  
ISBN 3827004489. 16 Euro